

Giekenner Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenner Anzeiger (General-Anzeiger).



Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von J. Drenham.

Autorisiert — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Du . . .“

„Und nie in meinem Leben konnte ich das Gesicht von Klein-Katinka vergessen. Im Feuer der Schmiede leuchtetest du für mich, im Wald huchtest du vor mir hin, im Wasser-Spiegel sah ich dich und immer in Träumen. Mein ganzes Leben lang warst du es, die ich liebte und nach der ich mich sehnte, Katia!“

„Du warst der Bub?“ Sie war über und über rot geworden.

„Ja, der schmutzige Junge. Und nun bin ich ein Mann, und endlich hab' ich dich gefunden. Katinka — Katia . . .“

„Ich muß meine Eltern holen,“ sagte sie hastig, legte das schlafende Kind in die Wiege und schlüpfte zur Türe hinaus. In wenigen Minuten kam sie zurück mit ihrem Vater, ihrer Mutter und ihrer Schwester Baria, die alle sehr verwunderte Gesichter machten, so wenig Katia ihnen auch in der Eile hatte erzählen können. Katia trat als letzte in die Stube und versteckte sich ein wenig hinter den anderen.

„Ich bin Stepan Mline, der Sohn von Jwan Mline in Irkutsk,“ begann Stepan.

„Mline — der die Pflüge macht?“ fragte Totsin.

Katias Vater mochte etwa sechzig Jahre alt sein und war ein magerer, schon ein wenig gebeugter Mann, mit einem langen, schmalen Gesicht, das wirres, graues Haar und ein struppiger grauer Bart umrahmte. Seine kleine Augen blickten lebhaft und hatten etwas Listiges. Vor zwanzig Jahren war er als Verschiedter nach Selemjinsk gekommen, weil Selemjinsk Männer brauchte und es einem Polizeigewaltigen in Totsins kleinrussischer Heimat mißfallen hatte, daß er sein Dreigespann mit Bügeln kutscherte, statt hübsch bescheiden nebenher zu laufen. In Sibirien fuhr Totsin jetzt sogar sechsspännig, wenn es ihm beliebte. Sein Hahn krächte danach.

Seine Frau, Marja Feodorowna, hatte im Gegensatz zu ihrem Mann gar nichts Mageres und sah mit ihrem rundlichen, immer lachenden Gesicht unendlich gutmütig aus. Von ihr hatten die Töchter die wunderschönen dunkel-blauen Augen.

In Barias Bügen lag nicht viel Ähnlichkeit mit ihrer jüngeren Schwester. Sie war auch viel älter. Ihr Kind zählte erst drei Monate und sie war noch schwach, Bleich und still saß sie da und sprach in Gegenwart des Fremden kaum ein Wort —

Stepan nickte auf Totsins Frage. „Er ist mein Vater,“ antwortete er.

„Um — Eure Pflüge sind gut.“

„Alles, was wir machen, ist gut, und gute Arbeit hat

uns vorwärts gebracht. Sagte Katia es dir schon? Ich bin der schmutzige Junge, dem sie vor zwölf Jahren ihr Brot schenkte.“

Totsin brumnte irgend etwas, während Marja Feodorowna freundlich lachte. „Du bist aber gewachsen seitdem,“ meinte sie. „Und viel sauberer geworden!“

„Die Straße war auch so schlammig damals,“ entschuldigte sich Stepan verlegen.

Er gestielte Marja Feodorownas mütterlichen Augen, und allerlei Gedanken striegen in ihr auf, wie das bei Müttern nun einmal so ist. In Selemjinsk, im ganzen Distrikt sogar, war sicherlich kein einziger junger Mann (und Marja Feodorowna als Mutter kannte sie natürlich alle), der mit diesem jungen Riesen hier sich auch nur hätte vergleichen dürfen. Und der Sohn von Jwan Mline erbte sicher einmal die Schmiede! So sehr man seine Töchter auch liebte und so schwer man sich von ihnen trennte, so mußte man doch an ihre Zukunft denken!

„Du reist für Paschkin und kamst nach Selemjinsk wegen Urussows Rappen?“ fragte Totsin weiter.

Die Kunde, daß der allmächtige Paschkin der Rappen begehrte, auf die ganz Selemjinsk stolz war, hatte sich wie ein Hauffeuer über das Dorf hin verbreitet und nicht gerade angenehme Gefühle ausgelöst. Man hatte gehofft im Dorf, weit genug weg vom Teufel Paschkin zu sein, um seine Faust nicht zu spüren, und sah nun in dem so energisch aufgedrungenen Pferdehandel ein übles Omen.

„Ja, ich reise für Paschkin.“

„Um, hm.“

„Nicht, weil ich es gerne tue.“

„Um, ich weiß; Fedorowitsch war bei Dimitri drüben und hat erzählt. Bei mir willst du wohnen?“

„Die Polizei sagte so. Und dann, wegen Katia —“

„Du kannst gern hier bleiben,“ fiel Marja Feodorowna ein und lächelte ein wenig in mütterlichem Stolz, als sie sah, wie seine Augen aufleuchteten.

„Mache ich euch nicht zu viel Mühe?“

„Nein; du kannst Katias Bett haben, und die Mädchen können zusammenschlafen. Barias Mann ist auf der Reise, in Jenisseisk, und sie kam zu uns mir, um nicht allein sein zu müssen. Sie kann auch nach Hause gehen.“

„Wenn es geht —“ (Stepan war sehr rot geworden).

„Freilich geht's,“ lachte Marja Feodorowna. Der junge Mann gestielte ihr besser mit jeder Minute.

Fremde waren etwas Seltenes in Selemjinsk, und so saßen sie lange beisammen und schwatzten, bis endlich der Polizeichef an die Fensterläden trommelte und gutmütig lachend wissen wollte, was sie denn da drinnen noch Gefährliches ausheckten, dazu in einer Stunde, da alle guten Bürger schon in den Federn lägen.

„Ich reise für Paschkin,“ lachte Stepan, „und darf tun, was ich will.“

Der Polizeichef war eingetreten und hatte sich zu einem Gläschen nötigen lassen.

„Sein Name bede viel,“ grinste er. „Unter uns gesagt — danken wir Gott, daß er fünfshundert Meilen weit weg ist!“

Stepan nickte.

„Hattest du Schwierigkeiten auf der Reise?“ fragte der Chef.

„Mein Paschkins Name genirte.“

Dann mußte Stepan erzählen und unzählige Fragen über Jekutsk beantworten und schildern, wie gewaltig schnell die Stadt wachse und sich ausdehne, und wie wunderschön es sei im Ungaratal und am Baikalsee. Er erzählte und schilberte eigentlich nur für Katia, die mühsam still in einer Ecke saß und Stepan unvorwärtlich anguckte, wenn sie sich unbewachtet glaubte, und immer verwunderter wurde und immer mehr Gefallen an ihm fand. Stepan wieder hätte am liebsten nur sie angesehen und nur mit ihr gesprochen und mußte sich gewaltig beherrschen. Sie und da begegneten sich ihre Blicke, und Katia wurde feuerrot, wenn er sie dabei ertappte, daß sie ihn ansah. Dann schlug sie ihre Augen nieder und wunderte sich über seinen hungrigen Blick und stug ganz langsam an, zu verstehen.

Als man endlich zu Bett ging, und Totsin und Marja Feodorowna friedlich Seite an Seite lagen, flüsterte sie ihm zu:

„Er will unsere Katia haben!“

„Den Teufel auch...“ brummte der Herr des Hauses schläfrig.

Stepan aber schlief überhaupt nicht.

„Wie lange bleibst du in Selemsinsk?“ fragte Frau Totsin plötzlich am nächsten Morgen. „Die Kappen sind weit draußen auf der Steppe beim Fluß, und ich weiß doch nicht, ob Fedor Krussow sie bis morgen schon herschaffen kann. Es wäre besser, wenn du hinübergingst und noch einmal mit ihm sprechen würdest.“

„Paschkin bewilligte mir sechzehn Tage,“ sagte Stepan nachdenklich, „und noch einen Tag oder zwei mehr, wenn es gar nicht anders ginge. Die Herreise dauerte fünf Tage. Dosshe-moi, als wir vor zwölf Jahren den gleichen Weg auf derselben Straße marschieren, brachten wir beinahe zwei Monate dazu. Sechzehn Tage — jawohl, ich könnte drei Tage oder sogar vier Tage in Selemsinsk bleiben, wenn — — —“ und er sah Frau Totsin fragend und ein wenig ängstlich an. „Du — bleib' doch, wenn du kannst. Die Reise ist ja so lang.“

„Und seit dem Marsch damals bin ich nie weitergekommen als bis zum Baikalsee, und ich würde sehr gern so lang als möglich bleiben, wenn es wirklich...“ Diesmal sah er Katia an.

„Wir trennen uns alle, wenn du noch bleibst,“ sagte sie leise.

Daraufhin hätten keine zehn Pferde, nein, nicht einmal Paschkin selbst, Stepan Jilne auch nur etwa Minuten früher aus Selemsinsk fortgebracht, als sein Weiben bei genauester Zeitberechnung eben möglich war!

„Hast du gut geschlafen?“ fragte Marja Feodorowna.

„Nein, nicht viel.“

„So? Hast du es denn nicht bequem gehabt? War das Bett nicht gut?“

„Doch, doch. Ich hab' im Leben kein schöneres Bett gesehen.“ (Katia lächelte ein ganz klein wenig.) „Nur so viel denken mußte ich und — — —“

„Du mußt untertags ruhen heute.“

Dann schwieg Marja Feodorowna eine Weile und klapperte in ihrer Arbeit des Geschirrwaschens mit Tellern und Schüsseln. Dabei dachte sie an sehr praktische Dinge —

„Aus welchem Teil von Rußland seid ihr denn gekommen?“ fragte sie nach einer Weile.

„Von Kasan.“

„Ah, ich bin aus Kostroma, gar nicht so weit weg von deiner Heimat, während mein Mann aus Woronesch stammt. Du bist sehr groß für einen Nordrußen.“

„Weil ich in Sibirien aufgewachsen bin, glaube ich. Ich bin viel größer als mein Vater.“

„Dein Vater muß ein ausgezeichnete Schmied sein, denn selbst hier, so weit weg, ist sein Name bekannt.“

„Er ist ein guter Mann, und so ist auch seine Arbeit gut; er gibt immer sein Bestes.“

„Und du hilfst ihm?“

„Ja, und außerdem haben wir fünf Gefellen und könnten noch mehr gebrauchen, wären welche zu haben, aber

geschickte Arbeiter sind ja so schwer zu bekommen in Sibirien.“

„Und deine Mutter?“

„Ah, meine Mutter ist die allerbeste Frau in der ganzen Welt.“

„Gute Mutter — guter Sohn,“ lächelte Marja Feodorowna.

„Sie hat ein liebes Gesicht und ist so gut — so wie du!“

„Und du bist ihr Einziger?“ (Marja fand den jungen Kiesen vor ihr immer netter.)

„Der Einzige.“

„Und wie kam es, daß du nach all den Jahren die Kleine wiedererkanntest?“

„Ich mußte sofort, daß sie es war. Nicht wahr, Katia?“

„Freilich! Angefunktelt hast du mich ja, als ob du mich aufessen wolltest!“ lachte sie.

Stepan gab keine Antwort, sondern sah das Mädchen nur mit leuchtenden Augen an, selig träumend am helllichten Tag, gutte zu, wie sie und die Mutter die kleinen Arbeiten des Haushalts verrichteten, und freute sich klopfenden Herzens ihrer schlanken, schmiegamen Gestalt. Dann wieder grübelte er nach darüber, wie kurz doch die Zeit ihm bemessen war, nach Stunden fast. Paschkin wartete! War es denn möglich, daß er in diesen flüchtigen kurzen Stunden sich Katia gewinnen konnte?

Katia träumte vor sich hin Marja Feodorowna aber hatte ihren Entschluß gefaßt: Dieser Mann gefiel ihr. Wollte er ihr Kind, so sollte er es haben! War es nun ein Zufall oder wollte die kluge Marja der Entwicklung der Dinge ein wenig helfen — jedenfalls besann sie sich plötzlich darauf, daß sie mit einer Nachbarin irgend etwas besprechen müsse, und ließ die beiden allein.

Katia beugte sich geschäftig über den Topf, den sie scheuerte, als dächte sie nur an ihre Arbeit und sonst an nichts, aber sie mußte ganz genau, an was Stepan dachte und was Stepan wollte, und die Topfdeckel klapperten verräterisch in ihren zitternden Händen. Stepan Jilne war es, als müsse das Herz ihm zerpringen. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten und stand so plötzlich auf, daß Katia erschrocken und der Topf klirrend zu Boden fiel.

„Katia!“ rief er, sehnlich die Hände nach ihr ausstreckend, „Katia! Ich muß es dir sagen. Mein Herz schreit nach dir. Ich bin krank vor Sehnsucht. An kein Mädchen habe ich je gedacht in all den langen Jahren, als an dich. Könntest du mir vertrauen? Würdest du?“ Und die Stimme versagte ihm, aber das Zittern in seinen Gliedern und der Hunger in seinen Augen sprachen deutlicher denn Worte.

Einen Augenblick lang sahen sie sich an, und da wußte Katia, daß sie diesem Mann vertrauen konnte für immer, daß sein Herz und sein Leben ihr gehörten. Wie ein Schauer überrieselte es sie in überströmendem Glück. Mit jeder Faser ihres Seins fühlte sie sich hingezogen zu ihm.

„Ja,“ sagte sie, „dir kann ich trauen!“

„Dosshe-moi! Schmied von Jekutsk, du hast aber wahrlich die Zeit genügt!“ brummte Wassili Totsin ärgerlich und erstand, als er vom Dorfstrug nach Hause kam und die große Kautigkeit erfuhr. „Meinst wohl, das ginge so eins, zwei, drei? Denkst dir gar, du dürftest nur fragen und würdest gleich ein Ja hören?“

„Ein Ja muß ich haben!“ lächelte Stepan. (Was kümmerte es ihn, was Wassili Totsin dachte! Der war ihm nur eine gänzlich unwichtige Nebenfigur!) „Und Zeit habe ich gar keine! Man eilt, wenn einen der Teufel heßt oder — Paschkin.“

„Hm, hm. Du willst also — — —“

„Und du willst sie mit dir nehmen?“

„Ja. Ich warte seit zwölf Jahren. Nur der Tod kann uns wieder trennen.“

„Dosshe-moi, aber —“

„Nein aber, Wassili Totsin.“

„Teufel, Teufel — hat man je von solchen Brautwerben gehört! Und was sollen wir ohne unsere Tochter anfangen, oh Mann mit der großen Elle?“

„Einmal mußte sie doch heiraten.“

„Aber du führst sie uns so weit weg! Aus andere Ende der Welt!“

„Fünf Tagereisen ist es ja nur mit schnellen Pferden!“

„Ja — wenn man für Paschkin reist! Hm, und Paschkin hat dich doch geschickt, die Kappen zu holen, nicht meine Tochter!“

Stepan lachte.

„Das ist richtig!“ sagte er. „Wer ich brauche deine Tochter, Wassili Totsin, und die letzten Worte, die Paschkin zu mir sprach, ehe ich abreiste, waren, er würde einen jeden aufhängen lassen, der mir verweigerte, was ich brauchte. Gib mir Katia, Wassili Totsin, oder du wirst gehenkt!“

Da brachen sie alle in ein schallendes Gelächter aus, Stepan und Katia und Maria Feodorowna. Nur Wassili brammte:

„Ein Teufel ist er, der Paschkin.“

Maria Feodorowna aber hielt es für an der Zeit, ihr gewichtiges Hausfrauenvort in die Waagschale zu werfen. — „Sei still, Wassili Wassiljewitsch!“ sagte sie. „Letzte Nacht schon habe ich dir gesagt, daß dies Ding vom Schicksal gewollt ist. Der liebe Gott hat Stepan Jinas unsere Tochter finden lassen.“

„Du, dann . . . Wenn ihr alle gegen mich seid —“

Und so gewann Stepan Jine auf der Reise nach den Klappen Katia Wassiljewna zur Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Wie der junge Herr Naurischkat Stadtverordneter wurde.

Von Hans von Vengerken.

(Nachdruck verboten.)

Der alte Rentier Naurischkat war auch schon ein komischer Kerl gewesen. Er hatte ein Herbarium, in dem die Reichen aller ostpreussischen Pflanzen beieinanderlagen. Weder um sein Jährens kümmernte er sich, noch um die Sitzungen des Stadtparlaments. Kein Wunder, wenn sein Sohn Paul keine Herde der Kreisstadt war.

Paul Naurischkat studierte irgendwo im deutschen Vaterland. Irigendwoas studierte er.

Und wie der alte Herr Naurischkat über seinen Herbarium das Zeitliche segnete, war Paul Naurischkat auf einmal wieder in der Kreisstadt.

„Was hat er denn eigentlich für einen Beruf?“ fragte der Herr Bürgermeister.

„Gar keinen,“ sagte der Herr Stadtverordnete Klempermeißer Bauschus. „Er summelet mang so'n großen Haufen Viecher rum und hudd im Garten und dammelet rum.“

Der Herr Bürgermeister listete nur so ein ganz klein wenig den Hut, wenn der junge Naurischkat ankam.

Und auf einmal hieß es: Der junge Naurischkat hat dem Tischlermeister Groß die Rechnung für Hausreparaturen nicht bezahlen können. Der junge Naurischkat hat kein Geld.

Na, ja, woher sollte der Luntens auch Geld haben? Von dem Mietshaus, das er geerbt hat, konnte er doch nicht leben, wo nur eine Partei und ein Fleischhauer drin wohnten.

Wenn die Damen vom musikalischen Kränzchen bei der Frau Bürgermeister über den jungen Naurischkat sprachen, rückten sie dicht zusammen und flüsteren. Weil sie fast nur von ihm sprachen, verlief jeder Kaffee des musikalischen Kränzchens fast geräuschlos.

Herr Suhr, der den Generalanzeiger herausgab, war ein Genie. Er war ein anerkanntes Genie.

Darum gab er eines Tages den Franzburger Humoristen heraus.

Der Franzburger Humorist wurde in Berlin gedruckt. Nur sein lokaler Teil entstand in Herrn Suhrs Druckerei und Verlagsanstalt.

Er machte eine zierliche Propaganda für das neue Blatt. Trotzdem bekam er nur 125 Abonnenen.

„Der Stumpfsinn der Franzburger ist unglaublich,“ sagte Herr Suhr, „wo die Nummer nur 5 Pfennig kostet!“

Herr Suhr hatte sein gutes Geld in das Unternehmen gesteckt. Darum war seine Stirn von Sorgen verunkelt. Das Blatt eingehen zu lassen, verbot ihm sein literarisches Ehrgeiz.

„Wenn nur der lokale Teil besser wäre,“ seufzte er, „aber woher Mitarbeiter nehmen?“

Auf einmal wußte er es: der junge Naurischkat!

Wer so viele Bücher hatte, mußte auch schreiben können. Herr Suhr war eben ein Genie.

Der junge Naurischkat sagte: „Ich will mal sehen. Vielleicht schreib ich Ihnen was.“

Der junge Naurischkat ging aus.

Die Tür vom alten Rathhaus stand weit offen, und weil es sommerlich und kühl war, ging Herr Naurischkat hinein.

Von irgendwoher klangen erregte Männerstimmen. Der Magistrat hatte seine Sitzung.

Der junge Herr Naurischkat setzte sich auf einen der Stühle, die für das Publikum bestimmt waren.

Er hatte die Tür ganz leise auf und zugemacht. Aber alle Köpfe waren doch zu ihm hingeflogen.

Der junge Herr Naurischkat sah da mit friedvollem Gesicht nach bescheidenen Augen.

Es war ein großes Staunen in der Stadt; der junge Herr Naurischkat ist in der Parlamentsitzung gewesen!

Am nächsten Tage war die ganze Stadt in sieberhafter Erregung. Man lachte, räumte sich Worte zu, deutete mit den Augen auf vorübergehende Würdenträger und hielt jeden Bekannten an: „Haben Sie schon gelesen?! . . . Nein? . . . Über Mänsch!“

„Was?“ sagte der rotbackige Herr Bürgermeister. „Ja?!“

„Wich hat er auch vor?! . . . Wich!“

„Fäße,“ grinste Herr Stadtverordnete Klempermeißer Bauschus.

Der Herr Bürgermeister ließ gleich zehn Exemplare kommen.

Der Herr Bürgermeister kugelte zur Frau Bürgermeister: „Der Suhr, dieser Vorfaß . . . dieser . . . dieser . . .“

„Aber Franz,“ sagte Frau Bürgermeister, „mäßige dich . . . die Dienstboten.“

„Ach was,“ sagte Herr Bürgermeister, „die dammliche Mariell soll machen, daß sie rauskommt . . . der Suhr . . . der Leidack . . . mich . . . ! mich . . . !! Wo soll das hinführen? Untergrabung jeglicher Autorität . . . Staatsanwalt . . .!“

Frau Bürgermeister nahm mit spitzen Fingern den Franzburger Humoristen, mit dem Herr Bürgermeister ihr unter der Nase herumfuchtelte.

Sie mußte sich hinsetzen.

„Nun?!“ zitterte Herr Bürgermeister vor Wut.

„Ich bin sprachlos,“ hauchte Frau Bürgermeister.

„Aus dem Stadtparlament!“ lautete der Titel im lokalen Teil des Franzburger Humoristen.

Sie waren alle deutlich zu erkennen, alle. Am deutlichsten der Herr Bürgermeister. Und sie redeten alle furdzigen Unsinn in diesem Stadtparlament des Franzburger Humoristen.

Herr Suhr schwor, er habe keine Zeile von diesem Artikel geschrieben.

Wer ihn denn geschudelt habe?

„Geschäftsgeheimnis“, sagte Herr Suhr.

Kein Exemplar dieser Nummer des Franzburger Humoristen blieb übrig, und Herr Suhr rieb sich die Hände.

„Rechtlich ist dem Kerl nicht beizukommen,“ brummte Herr Bürgermeister beim Kaffee und saug vor sich hin.

Frau Bürgermeister ließ die Hände mit der Lockstickerin in den Schoß fallen: „Du! . . . Was nicht . . . ? Franz! Was nicht der junge Naurischkat bei der Sitzung!?!?“

Herr Bürgermeister riß die Augen auf und räumte zu seinem Parteifreund, dem Klempermeißer Bauschus.

Die beiden gingen spazieren und liefen immer um das Haus des jungen Naurischkat herum wie um eine Höhle, in der ein wildes Tier haust.

„Möglich ist allens,“ sagte Herr Bauschus, „aber das mecht ich ihm doch nicht so rächt zutraun. Wer wollen mal sehen, ob er in de nächste Sitzung auch wieder da is.“

„Der Bau des neuen Rathhauses“ stand auf der Tagesordnung der nächsten Parlamentsitzung.

Herr Bürgermeister rutschte unruhig auf seinem Stuhl mit der geschmittenen Behne herum und schielte zur Tür.

Da! Ja, er war es!

Der junge Herr Naurischkat sah da mit friedvollem Gesicht und bescheidenen Augen.

Am nächsten Tage verkaufte Herr Suhr im Handumdrehen die ganze Auflage des Franzburger Humoristen, trotzdem er einige hundert Exemplare mehr gedruckt hatte.

Und jeder in der Stadt wußte, daß der junge Herr Naurischkat die Artikel „Aus dem Stadtparlament“ schrieb.

Und der junge Herr Naurischkat sah viel lachende, verständnisvolle und wütende Blicke, wenn er über die Straße ging.

Herr Suhr hatte bald 2000 feste Abonnenten auf den Franzburger Humoristen. Dazu kam noch der Einzelverkauf.

Herr Suhr setzte sehr schnell den Preis von 5 Pfennig auf 10 Pfennig hinauf.

Der junge Herr Naurischkat bezahlte seine Rechnung bei Herrn Tischlermeister Groß, denn er bekam von Herrn Suhr 250 Mark monatlich ausbezahlt.

Der junge Herr Naurischkat wurde der einflussreichste Mann in der Stadt.

Die Stadtväter legten jedes Wort auf die Goldwaage, ehe sie es im Parlament laut werden ließen. Jeder Redner sprach nur für den jungen Herr Naurischkat, der mit friedvollem Gesicht und bescheidenen Augen immer auf demselben Stuhle saß und zuhörte.

Die Damen der Stadt dankten freundlich lächelnd seinem Gruß. Man konnte nicht wissen . . . Dieser Mensch war zu allem fähig. Und man durfte dem Herrn Gemahl oder den Herren Vätern doch nicht geradezu schaden, indem man den jungen Herr Naurischkat erzürnte.

Und eines Tages stand Herr Naurischkat auf der Kandidatenliste.

„So'n Koppche,“ sagte Herr Klempermeißer Bauschus, „mit so'n Koppche mißt er all lang Stadtverordneter gewesen sein.“

Der junge Herr Naurischkat wurde Stadtverordneter.

Bald darauf gründete Herr Oberlehrer Grümmacher ein literarisches Kränzchen. Selbstverständlich wurde Herr Naurischkat Vorsitzender, weil er der einzige weißhü bekante Schriftsteller der alten Stadt Franzburg war.

Der Collie mit den Menschenaugen.

Skizze von Gustav Hochstetter.
(Nachdruck verboten.)

Dette war ein höchst vernünftiges, kleines, elfjähriges Mädel. Aber vor Hundten hatte sie Angst.

Eigentlich hatte sie niemals besonders böse Erfahrungen mit diesen nützlichen Vierfüßlern gemacht. Aber sobald Dette — eigentlich hieß sie Berta — in einen geschlossenen Raum, zwischen dessen vier Wänden sie selbst sich befand, einen Bauwau hereinbrachten, wurde Dette von einer unbeschreiblichen Beklemmung erfaßt, von einem innerlichen Beben und Bangen, das erst dann wieder verschwand, wenn entweder Dette oder der Bauwau das Zimmer verlassen hatte.

Eltern und Geschwister nahmen Rücksicht auf die Eigenart des kleinen, sonst so klugen Mädchens. Nur einer war da, der auf Dettens Abneigung gegen alles Hundliche keinerlei Rücksicht nahm: das war der Onkel Woldemar. So oft er kam, brachte er seinen dünnen, langweiligen Colliehund mit. Der Onkel kam sehr oft. Und weil Dettens Vater auf Höflichkeit und Stille hielt, durfte das kleine Mädchen nicht so ohne weiteres die Flucht ergreifen, wenn Onkel Woldemar — und mit ihm der Collie — ins Zimmer trat. Das waren für Dette die schrecklichsten Stunden ihres sonst so sonnigen Kinderdaseins; denn Onkels Hund war noch schrecklicher als andere Hunde: der Collie hatte Menschenaugen. Nichtige große Menschenaugen, mit bläulich schimmerndem Weiß und mit graublauen Pupillen. Es rieselte Dettens eiskalt den Kinderrücken hinunter, wenn sie an diese weißblauen Augen nur dachte.

Aber etwa vermeinte, Onkel Woldemar hätte der kleinen Dette jemals außer seinem Collie sonst noch etwas „mitgebracht“, der befände sich in einem bitteren Irrtum. Onkel Woldemar war ein Geiztrager; er war Finngeselle und ohne Verständnis für die Wünsche oder Sehnsüchte eines kindlichen Gemütes. Ueber Dettens Hundangst amüsierte er sich königlich. Und so oft die kleine Dette, von allen Teufeln der Hölle gepeinigt, sich hinter die große Truhe verstockte, lachte er und sagte: „Aber, so'n dummes Mädel! Vor so'nem lieben Tier Angst zu haben!“

Aber die Nacht des Himmels blieb nicht aus. Eines Tages war der Collie davongelaufen und kam nicht wieder. Keine Bettungsanzeige, kein Suchen half. Dette sehte auf. Von dem geschnittenen Geschlecht der Hunde war das letzte Exemplar aus dem väterlichen Hause endgültig verschwunden.

Endgültig? Na, na! Als Dette eines Tages allein durch abgelegene, stille Straßen schlenderte — wer lag da, sich sonnend, auf der ausgetretenen Schwelle eines ärmlichen Kaufmannsladens? Der Hund des Onkels Woldemar! Ein Irrtum? Unmöglich! Der Hund hob den Kopf; es war der Collie mit den blauweißen Menschenaugen. Dette stief auf und davon. Bis zur Erde. Kehrt um, kam wieder, schaute das feindliche Vieh noch einmal an. Bog endlich sinnend ab und überlegte sich: „Wie gut, daß es außer mir niemand weiß. Ich werde keinem Menschen ein Wort sagen.“ Dette war keine Plaudertasche. Sie mußte selbst von sich, daß sie, im Gegensatz zu vielen Gleichaltrigen — zu schweigen verstand. Also gut, sie würde schweigen.

Aber war es auch recht, zu schweigen? Gehört der Kaufmann dort der Collie nicht zu unrecht? War das nicht so etwas wie Diebstahl? Und hatte nicht der Onkel Woldemar ein Unrecht auf den Hund? War sie nicht verpflichtet, den Anspruch ihres Onkels diesem diebischen Kaufmann gegenüber zu vertreten? Und wenn der menschenaugige Collie ihr auch in tiefer Seele zuwider war — machte sie sich nicht zur Mitschuldigen des Diebes, war sie nicht eine Verbrecherin gegen den eigenen Onkel, wenn sie das Geheimnis ihrer Entdeckung für sich behielt?

Tausend Fragen, tausend Zweifel zerwißelten das junge Herz. Eine Viertelstunde lang. Dannief Dette spurwidrig zum Haus des Onkels und stieß atemlos hervor: „Onkel Woldemar, ich hab' deinen Collie gehunden, er ist beim Kaufmann Kuttnier in der Böhmisches Gasse.“

Der Onkel sagte nicht Danke und nicht Auf Wiedersehen, sondern ging und holte sich seinen Hund.

Noch am gleichen Nachmittag besuchte er Dettens Eltern. Mit dem Collie. Und als das brave, kleine Mädchen sich hinter die große Truhe verstockte, lachte er und sagte: „Aber, so'n dummes Mädel! Vor so'nem lieben Tier Angst zu haben!“

Büchertisch.

— Ethik. Eine philosophische Erörterung der sittlichen Grundfragen. Von Professor Dr. August Meffer. 186 Seiten. Gebunden 3.20 Mk. Gebunden 4.20 Mk. (Handbuch für höhere Schulen zur Einführung in ihr Wesen und ihre Aufgaben.) Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig 1918. Die Darstellung beschränkt sich auf die wesentlichen Probleme der Ethik, behandelt diese aber eingehend und in gemeinverständlicher Weise. Vor allem strebt sie Lebensnähe an. Sie hält sich darum in engster Fühlung mit dem konkreten sittlichen Bewußtsein unseres Volkes und unserer Zeit. Sie ist auch nicht bloß Individualethik, sondern zugleich Sozialethik, und sie berücksichtigt besonders die Beziehungen des

Sittlichen zu anderen Kulturgebieten, wie Recht, Wirtschaft, Religion, Erziehung. Viel verdankt das Buch Kant. Aber es wagt auch ihm gegenüber seine Selbständigkeit. Nicht der Begriff des Geistes wird als Grundbegriff gefaßt, wie es bei Kant der Fall ist, sondern der Begriff des Wertes. Und wenn bei den Freiheitsproblemen wie bei Kant die Tendenz herrscht, dem Determinismus wie dem Indeterminismus ein relatives Recht zuzuerkennen, so ist doch die Würdigung beider Richtungen eine neuartige.

— Atlas der Hygiene des Säuglings und Kleinkindes. Für Unterrichts- und Belehrungszwecke. Herausgegeben von Prof. Dr. Langstein und Dr. Kott. Verlag Julius Springer, Berlin, Preis 1.20 Mark. — Ein schon lange notwendiges Werk ist jetzt mit diesem Atlas zustande gekommen. Was dem gewöhnlichen Wort in der Belehrung über den Säugling und das Kleinkind fehlt, die bildliche Darstellung, das erreicht jetzt der Atlas mit seinen zahlreichen illustrierenden, erklärenden Bildtafeln. Dabei ist der Stoff für diese Tafeln streng unter dem Gesichtspunkt ausgewählt, daß nicht nur eine vollständige Uebersicht des gesamten in Frage kommenden Gebietes gewährleistet ist, sondern daß auch alle diejenigen Dinge, die noch wissenschaftlichen Erörterungen unterliegen oder nicht von allen Verehrern übereinstimmend beurteilt werden, von der bildlichen Wiedergabe ausgeschlossen wurden. Auch wurde vermieden, durch diese Tafeln ein gefährliches medizinisches Salbwissen zu züchten. Das Werk verdient besonders in der heutigen Zeit die Kenntnis weitester Kreise.

— A. Damaschke: „Geschichte der Nationalökonomie“, eine erste Einführung. 43. — 49. Tausend. Zehnte erweiterte Aufl. Jena. Gustav Fischer. 1918. 2. Band. 400 Seiten. Preis 4.50 Mk. Aus dem Inhalt: Das nationale System; Friedrich List, der Prophet und Märtyrer deutscher Weltwirtschaft. Die historische Schule. Der Staatssozialismus. Christlich-sozial. Nationalsozial. Der Kommunismus. Die Utopisten. K. Marx. Ferd. Lassalle. Die Geschichte der Sozialdemokratie. Die Anarchie in Deutschland, Frankreich und Rußland. Um den Parlamentarismus. Die Bodenfrage in England, Frankreich, Italien, Rußland als Ursache des Weltkrieges. Die Bodenfrage bei den Magnaten, Osmanen und Zionisten. Die Bodenreform-Bewegung. Versöhnung zwischen Individualismus und Sozialismus.

— „Die Lebensgeschichte des Rettens“ betitelt sich ein mit einer Reihe interessanter Abbildungen versehener Artikel aus der Feder des bekannten Naturwissenschaftlers R. S. Francis in der soeben erschienenen Nummer 3917 der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ (Verlag J. J. Weber). Ein weiterer, ebenfalls reich illustrierter Beitrag handelt die Münchner Kunstausstellung 1918 im königlichen Glaspalast, aus der nicht weniger als 18 der bedeutendsten Ausstellungsgegenstände im Bild vorgestellt werden. Im übrigen ist das Heft, wie seine 207 Vorgänger während des Weltkrieges, ganz Kriegschronik, die hinsichtlich des Umfangs und der Qualität der Beiträge unübertroffen dasteht.

— Dr. Albert Dovenschen: Kriegswirtschaft und Gemeinbau. Berlin 1918, Deutscher Schriftverlag G. m. b. H., 86 Seiten, Preis 90 Pf.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. (Begründet von Dr. Josef Ertlinger. Herausgegeben von Dr. Ernst Heiborn.) Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9. Das 2. Augustheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Julius Darr: Einheits- oder Metamorphosen-Näseln I; Martin Bruffot; Benito Pérez Galdós; Kurt Münzer: Vom Schriftsteller; Rudolf Krauß: Der Krieg und der deutsche Knabe; Kurt Martens: Flug-schriften über den Krieg XVII; — Echo der Bühnen. — Echo der Zeitungen. — Echo der Zeitschriften. — Echo des Auslandes. — Kurze Anzeigen.

— Die Weltbühne, der Schaubühne XIV. Jahr, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 31: Rühlmann und Bir: von Rudolf Leonhard; Zu diesem Krieg: von Goethe; Clemens Delbrück: von Johannes Fischart; Tätiger Geist! von Willi Wolfradt; Tolstois Prophezeiung auf den Weltkrieg; Dichter und Helden: von Moritz Goldstein; Die Schmeckische: von Peter Panter; August 1917: von Alfred Polgar; Zum ersten August: Theobald Tiger; Geschäftsführung: von Alfons Goldschmidt; Antworten.

Scherzrätsel.

Mein Nachbar ist ein ekliger Mann
Und schikaniert mich, wo er nur kann.
Mit Güte und Nachsicht wird nichts erreicht,
Doch weiß ich ein Mittel, das hilft vielleicht.
Wo er und ich versint sind drin,
Das hilft mir schon, da geh ich hin.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Füllrätsels in voriger Nummer.

P A I E
T A S C H E
B R A U T E N
R I E S I N
S O H N